

Von unserer Soldatensprache

Autor(en): **Wanner, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **42 (1945)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-114123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von unserer Soldatensprache.

Von Hans Wanner, Zürich.

Angeregt durch den reizvollen Aufsatz von Walter Escher im Korrespondenzblatt für Volkskunde (Heft 4, Jhg. 1944, S. 54 ff.), möchte ich im Folgenden aus meiner kleinen Sammlung einige Ergänzungen bieten und dabei die eine und andere Seite der Soldatensprache noch etwas stärker beleuchten. Die Truppe, in der ich die nachstehenden Ausdrücke gehört habe, ist ein Schaffhauser Grenzbataillon, das sich zu ungefähr gleichen Teilen aus ländlicher und städtischer Bevölkerung rekrutiert. Übrigens spielt diese Zusammensetzung bei uns in sprachlicher Hinsicht kaum eine bedeutende Rolle; denn dank der Kleinheit und der wirtschaftlichen Verhältnisse des Kantons ist Stadt- und Landbevölkerung so eng verflochten, dass sich die Umgangssprache der ländlichen und der städtischen Jungmannschaft — von eigentlichen Mundartmerkmalen und dem speziellen Wortschatz der Berufskreise abgesehen — kaum wesentlich voneinander unterscheidet. Aus dieser Umgangssprache, die bekanntlich ihrerseits manches aus der Kunden- und Gaunersprache übernommen hat, stammen wohl zahlreiche Ausdrücke und Wendungen, wie umgekehrt viel Wortgut aus der Soldatensprache in den zivilen Umgangsjargon übergegangen ist, und in manchen Fällen lässt es sich kaum mehr mit Sicherheit entscheiden, in welchem Milieu ein Ausdruck ursprünglich beheimatet war. Zu dieser Schicht rechne ich besonders die Wörter und Redensarten, die ihrem Sinne nach im Dienst wie im Zivilleben verwendet werden können. Ich nenne hier als Beispiele: „Gibel“ Kopf (auch bei Grimm, Deutsches Wörterbuch IV 1, 7331; Martin-Lienhart, Elsäss. Wb. I 194); „en Halbschlaue“ einer, der nicht recht im Kopfe ist; „höch agee“ aufschneiden, sich wichtig gebärden; „en Chrampf verzelle“ eine faule Ausrede, Lüge vorbringen (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. VI 2361); „en Spuk risse“ etwas Unerlaubtes tun, einen Streich spielen (vgl. Schweiz. Id. X 104, ferner Martin-Lienhart, Elsäss. Wb. II 536); „am (einem) de Hund

spile“ schlecht handeln an jemandem; „merci für de Borer! ('s Loch isch scho do)“ sagt einer, dem etwas Unangenehmes zugefügt wird (vgl. Ochs, Badisches Wb. I 284); „wumm! de Hammer!“ ist ein Ausruf des Schreckens, der Enttäuschung oder des Unwillens seitens des Betroffenen, oft aber auch der Schadenfreude der andern; von einem Dicken (einem „Madesack“) heisst es etwa „dä hät ou kan schlechte Winter g'ha“, wenn er nicht gar „vollg'fressne Sufcheib“ oder „vollg'soffne Fresscheib“ tituliert wird; ein Magerer dagegen wird geringschätzig als „en schmale Wurf“ abgetan. Belehrung durch einen Jüngeren verbittet man sich mit dem Zuruf „du muest en alte Bock nid wele lerne stinke!“ (oder „en alten Aff nid wele lerne Grimasse schnide“). Neuestens drückt man Zustimmung zu einem Wunsch, dessen Erfüllung jedoch sehr zweifelhaft ist, aus mit einem stereotypen „da wär's“, während man mit den Worten „da ist ebe da, wo am so (masslos) erbitteret“ die Äusserung eines andern unterstreicht. Wie im zivilen Umgangsjargon sind diese Ausdrücke stark der Mode unterworfen, d. h. wie sie manchmal fast plötzlich an allen Ecken und Enden zu hören sind, so rasch verschwinden sie wieder.

Dagegen erweisen sich die spezifisch soldatischen Ausdrücke, d. h. die unmittelbar mit dem Dienstbetrieb zusammenhängenden, als viel zählebiger. Natürlich sind auch die Schöpfungen dieser Schicht nicht alle gleich lebenskräftig, aber die Ausnahmen bestätigen doch nur die Regel. Den Beweis dafür erblicken wir in der Tatsache, dass ein sehr beträchtlicher Teil unserer jetzigen Soldatensprache aus der Zeit des ersten Weltkrieges stammt (wie auch Escher ausdrücklich feststellt); manche Wörter sind sogar noch älter. Für die ununterbrochene Kette der Überlieferung aus dem Aktivdienst 1914/18 und aus den dazwischenliegenden „Widerholiger“ ist der Umstand von Bedeutung, dass in unserer Einheit alle drei Heeresklassen, Auszug, Landwehr und Landsturm, fröhlich durcheinander gerüttelt sind (unsere ältesten Landstürmer bildeten in der letzten Grenzbesetzung die jüngsten Auszugsjahrgänge). Aus der grossen Menge der schon von Hanns Bächtold in seiner Arbeit „Volkskundliche Mitteilungen aus dem Soldatenleben“ (SAfVk XIX 251 ff.) sowie in seinem Büchlein „Die Schweizerische Soldatensprache 1914—1918“ (Basel 1922)¹⁾

¹⁾ S. auch vom selben Verf. „Einiges über die deutschschweizerische Soldatensprache“ (in der Jährlichen Rundschau des deutschschweizerischen

verzeichneten, auch heute noch allgemein gebräuchlichen Ausdrücke erwähne ich beispielsweise „Oberländer“ Oberleutnant, „Häuptling“ Hauptmann, „Quadratmeter“ Quartiermeister (s. auch unten), „Cholesack“ Feldprediger, „Charst“ oder „Sprütze“ Gewehr, „Grabstei“ Erkennungsmarke (vgl. Id. XI 825), „Türgg“ (grössere) Übung, „Schnalle“ Suppe (vgl. Id. IX 1217), „Hampf“ oder „Kipper“ Brot, „Bundesziegel“ Militärzwieback. Dabei finden wir die Beobachtung bestätigt, die W. Schweizer in seinem Nachtrag zu Eschers Aufsatz mitteilt, nämlich dass sich im allgemeinen nur die einfachen, verhältnismässig kurzen Ausdrücke bis heute erhalten haben, während die zahlreichen von Bächtold aufgeführten komplizierten Gebilde, die uns heute oft recht bizarr anmuten, längst ausser Kurs gekommen sind. Wenn ferner statt „Bundesziegel“ oft nur „Ziegel“ gesagt wird, sofern die Situation die Möglichkeit einer Verwechslung ausschliesst, d. h. das einfache Wort an die Stelle des zusammengesetzten tritt, so ist dieser im Sprachleben auch sonst häufig zu beobachtende Vorgang ebenfalls kennzeichnend dafür, dass unserer jetzigen Soldatensprache — offenbar im Gegensatz zu derjenigen der letzten Grenzbesetzung — ein deutlicher Hang zur Kürze innewohnt. Für diese Auffassung sprechen auch die seit 1939 neu aufgetauchten Ausdrücke, und die grosse Beliebtheit der Abkürzungen selbst im mündlichen Gebrauch darf wenigstens zum Teil dieser Tendenz zugeschrieben werden. (Über eine andere Seite des Abkürzungsfimmels wird weiter unten noch zu sprechen sein)

Von dieser jüngeren Schicht der Soldatensprache, den Neuschöpfungen des Aktivdienstes seit 1939, ist ohne Zweifel der grössere Teil auch weiter, wenn nicht sogar allgemein verbreitet, wie ich z. T. selber beobachten konnte und nun in

Sprachvereins 1920), wo er u. a. die Beziehungen zur reichsdeutschen Soldatensprache untersucht. Zu dieser vgl. besonders Paul HORN, Die deutsche Soldatensprache, Giessen 1905; Otto MAUSSER, Deutsche Soldatensprache, Strassburg 1917. — Aus den angeführten Quellen ergibt sich, dass Ausdrücke wie „Aff“ (Tornister), „Hanf“ oder „Gummi“ (vgl. auch die Anmerkung auf S. 134) „Schnalle“, „Gulaschkanone“ (Fahrküche), „Kohldampf“ (Hunger), „Häuptling“, usw. auch dem deutschen Soldaten geläufig sind, also für uns wohl als Importware zu gelten haben. Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, dass der deutschschweizerische Wehrmann seine Sprache weit erfolgreicher vor fremdländischen Einflüssen bewahrt hat als z. B. seinen Liederschatz! Dasselbe darf wohl auch von den Neuschöpfungen seit 1939 behauptet werden, trotzdem — soweit mir bekannt ist — noch keine Vergleichsmöglichkeiten vorliegen.

Eschers Wortliste bestätigt finde. Das ist auch nicht anders zu erwarten; in den Kadernschulen kommen Leute aus den verschiedensten Truppenteilen zusammen, die dort unwillkürlich ihren Sprachschatz aneinander „bereichern“; sie und die Rekruten, die ja die Soldatensprache vorwiegend von ihren Vorgesetzten übernehmen, bringen die neuen Ausdrücke dann wieder in die Einheiten hinaus. Im letzten Ablösungsdienst beobachtete ich z. B., wie einige frisch von der Kaserne weg zu uns gestossene Unteroffiziere den Ausdruck „es giget“ (es klappt) in Umlauf brachten. Für uns fällt ferner in Betracht, dass unsere Auszügler von Zeit zu Zeit mit denen anderer Grenzbataillone zusammen in einem besonderen Bataillon Dienst leisten müssen. So ist nachweisbar auf diesem Wege zu uns gekommen das fast „offiziell“ gewordene Wort „Louise“ für die von der Truppe selbst hergestellten, für den Verwundetentransport bestimmten Veloanhänger, und zwar als Ableitung vom Familiennamen eines Sanitätsoffiziers in jenem Bataillon. Daneben gibt es noch zahlreiche andere Gelegenheiten zu solchem Austausch wie Berührung verschiedener Truppenkörper bei der Ablösung, grösseren Übungen, Zusammensein einzelner in einer M. S. A., Abkommandierungen, Dienstverleger usw. Ein Beispiel für den letztgenannten Fall sei hier noch angeführt: Das von Escher verzeichnete Wort „Schabernack“ galt auch bei uns in der etwas spezialisierten Bedeutung Nahkampfausbildung, aber allgemein gebräuchlich war es nur in einer Kompanie und auch dort zum erstenmal in einem Ablösungsdienst im Sommer 1942, als eben ein Zürcher Korporal als Dienstverleger jener Einheit zugeteilt war; da der Ausdruck seither wieder fast ausgestorben ist, liegt die Vermutung nahe, er sei durch jenen Zürcher eingeführt worden. Ein Fall von fast blitzartiger Ausbreitung einer neuen Bezeichnung ergab sich an der letzten Weihnacht: in vielen Päckli fand sich u. a. ein Feuerzeug, und schon nach wenigen Minuten hiessen diese allgemein „Flammewerfer“.

Den schon in Eschers Arbeit behandelten Wortschatz möchte ich nicht noch einmal aufzählen, immerhin aber einige Ausdrücke erwähnen, die bei uns, trotz der Übereinstimmung im Wesentlichen, gewisse Variationen aufweisen. Das „gueten Abig Frau Seeholzer“ der Zürcher wurde bei uns in genau demselben Sinne verwendet in der Fassung „gueten Obed Frou Sandmeier“, bis eben auch nur noch „gueten Obed“ blieb

und damit die völlige Übereinstimmung hergestellt war. „De Schirm zuemache“ hat bei uns die bestimmte Bedeutung „sterben“, wofür auch „d'Ohre hinderelitze“ oder „'s Redli mache“ gesagt wird. „Schnörregalosche“ für Gasmaske ist ebenfalls bekannt, hat aber eine scharfe Konkurrenz in „Rüssel“ und neuerdings auch in der nicht gerade appetitlichen Bezeichnung „Schnuderbüchs“. „Chlous“ wird in seiner allgemeinen Bedeutung durchaus als geringschätzig empfunden, darum erklärt einer, dem ein Kamerad eben allerhand Ehrentitel angehängt hat, ironisch: „chasch mer alls säge, no nid Chlous!“ Daneben hat „Chlous“ aber noch eine Sonderbedeutung erhalten als Name für die Landwehr- und Landsturmjahrgänge unseres Bataillons, und hier lässt sich ausnahmsweise der Ursprung noch aufzeigen. Im Dezember 1939 wurden Landwehr und Landsturm entlassen, während der Auszug im Dienst bleiben musste; es traf sich nun, dass gerade am 6. Dezember, dem St. Niklaustag, die Auszügler sich sammelten, während die „Alten“ nach dem Entlassungsort marschierten; da riefen sie uns aus begreiflichem Neid zu: „d'Chlölüs gond ham“ (was uns in diesem Falle ebenso begreiflich wenig anfocht). Der Vorteile bewusst, welche die Zugehörigkeit zu den älteren Klassen in Bezug auf Dienstleistung mit sich bringt, lässt man sich den Ausdruck in diesem Sinne auch jetzt noch gerne gefallen, und auf die Frage, ob einer zum Auszug oder zur Landwehr gehöre, kann man die selbstzufriedene Antwort hören: „Ich be kan Uszügler meh, ich ben en Chlous!“

Im nachfolgenden Gang durch die verschiedenen Bezirke des militärischen Lebens beschränke ich mich auf solches Sprachgut, das ich weder bei Bächtold noch bei Escher angetroffen habe, womit keineswegs gesagt sein soll, dass es einzig bei uns vorkomme oder bei uns entstanden sei. Die Frage der Verbreitung liesse sich nur beantworten, wenn aus allen Truppenteilen der deutschen Schweiz genügend Vergleichsmaterial zur Verfügung stände; selbst dann würde aber der Entstehungsort in den meisten Fällen im Dunkeln bleiben. — Die Namen der Grade haben wenig Neuerungen hervorgebracht; zu erwähnen sind „Halboberst“ (Oberstlt.), „Quamster“ (entstellt aus Quartiermeister), „Schwarzsender“ (Feldprediger, neben dem S. 131 genannten „Cholesack“); der Hauptmann ist gewöhnlich „de Alt“, aber auch „de Vater“ (so nennt z. B. die Sanitätsmannschaft den Bataillonsarzt). Statt Unter-

gebener sagt man „Undergang“ und spricht z. B. vom Fouriergehilfen als von „im Furier sin Undergang“; „Zueschleger“ wird oft im selben Sinne gebraucht, noch häufiger aber für einen Gehilfen bei irgend einer bestimmten Arbeit. Büro-Ordonnanzen werden vom Feldsoldaten verächtlich „Büroluntsche“ (zu Luntsch vgl. Id. III 1345) genannt; die Generaladjutantur ist in „Generalagentur“ umgetauft worden. — Auch die Ausrüstung hat im allgemeinen die schon 1914/18 geltenden Bezeichnungen behalten; seither eingeführte Gegenstände gehen meist, wie auch W. Schweizer für die Basler feststellt, unter ihrer Abkürzung. Die Gasmaske ist schon oben S. 133 besprochen worden. Die Tuchschild-Mütze, die ihr ausländisches Vorbild kaum leugnen kann, ist unter dem Namen „Parteihuet“ bekannt; für die im letzten Sommer an Stelle der Exerzieruniformen allgemein getragenen „Übergwändli“ konnte man gelegentlich „Summeruniform“ hören. Sein Instrument nennt der Trompeter „Scherbe“ oder „Güge“ (vgl. Id. II 156), auch „Tüchel“, „Chenner“ (vgl. Id. III 310), der Sanitätler sein unbequemes Faschinenmesser „Schwert“. Wer an Platt- oder andern abnormen Füßen leidet, „macht e Schwizerreis“, d. h. er geht für einen Tag in die M. S. A., um dort „Blechsocke“ (Schuheinlagen) zu fassen. — Das in den Wiederholungskursen der dreissiger Jahre herrschende Wort „Waggel“ für Marsch ist jetzt durch „Rüttler“ verdrängt worden; marschieren heisst ironisch-zärtlich „täppele“ oder gar „beindle“. Als „Tujass“ (wohl eine vollständig neue Wortschöpfung, vielleicht mit Anlehnung an Peijass [vgl. Id. IV 1099]) bezeichnet man die Gefechts- und Nahkampfausbildung; das Verb dazu ist „tujasse“, z. B. „hüt hand mer wider de ganz Tag 'tujasset“. „Pigg-Pigg“ galt eine Zeit lang für kurzen, scharfen Drill. Unter „Securitas“ versteht man eine Ortswache, die bloss die Polizeiaufgaben zu erfüllen hat. Das wenig beliebte Impfen wird kurz und sachlich „steche“ genannt, die Durchleuchtung „Fleischg'schau“ und entsprechend „pfinnig“ derjenige, bei dem ein Befund zu Tage kam. Mit stets frischem Appetit stürzt sich der Soldat auf den „Haber“, das Essen, er geht „go habere“, essen. Neben den bereits erwähnten Ausdrücken für Brot (s. S. 131) hört man auch „Gummi“¹⁾,

¹⁾ Stammt wohl aus der deutschen Soldatensprache; vgl. Otto MAUSSER, Deutsche Soldatensprache, S. 63, wo das Wort als Entstellung aus „Kommiss [brot]“ erklärt wird.

nur noch selten „Schmiersapfe“ (-seife) für Konfitüre. Wenn man einen andern an seinem angestammten Platz findet, sucht man ihn durch den drohenden Zuruf „furt mit dere Chörbli-war!“ zu verscheuchen. Ist der „Spatz“ zäh, so erklärt man „die Chue hät men i der Achtinstellig verschosse“. Nach dem Mittagessen will man gerne „uf d'Büchs lige“, d. h. sich irgendwo zum Schlafen legen (zur Bedeutung von „Büchs“ in diesem Zusammenhang s. Id. IV 1001 und vgl. Fischer, Schwäb. Wb. I 1496), oder „am Chüssi lose“, d. h. schlafen, wobei mancher „schnarchet we nen Bürstebinder“. Herrscht bei den Vorgesetzten Spannung oder Aufregung, z. B. wegen „Alarmitis“, so erklärt der Soldat kopfschüttelnd: „si tond wider tumm“, oder auch „bi dene boret's wider“, indem er mit dem Zeigefinger an der Schläfe eine bohrende Bewegung nachahmt. Wenn man von einem sagt „er schwümmt“ oder gar „da ist en schöne Schwümmlehrer“, so will das heissen, er sei seiner Aufgabe nicht gewachsen oder habe die Übersicht über seine Arbeit verloren. Wer infolge Hitze, Müdigkeit, Alkohol usw. in seiner Denkfähigkeit beeinträchtigt ist, „hät e teiggi Bire“, dagegen „en Strumpflotter im G'sicht“ einer mit übernächtigem oder gar „verkatertem“ Aussehen. „En Glanz im G'sicht“ (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. III 667) hat ein Angeheitertes; wem man den Alkohol schon auf Entfernung anriecht, der „stinkt we nen Chüeferschurz“. Der Arrestant sitzt „i der Chachle“ oder „im Chratte“, und ist einer vom Militärgericht verurteilt worden, so hat man ihn „versenkt“. Die bevölkerungspolitische Seite der regelmässigen Urlaube erscheint im hellsten Lichte in der Bezeichnung „Urlauberli“ für Kinder, die ihr Dasein einem Urlaub verdanken; einmal hörte ich einen Soldaten voll Vaterstolz erzählen, er habe drei Kinder — „und alles Urlauberli!“

Wie schon oben angedeutet, nehmen die Abkürzungen (meine Ausführungen darüber beziehen sich selbstredend nur auf ihren mündlichen, keineswegs aber auf den schriftlichen Gebrauch) einen immer grösseren Raum ein, was z. T. ganz natürlicherweise darauf beruht, dass Bezeichnungen wie „Ika“, „Nof“, „Kapee“, „Emmessa“ weit handlicher sind (wenn man so sagen darf) als die langatmigen, silbenreichen Gebilde Infanteriekanone, Nachrichtenoffizier, Kommandoposten, Militär-sanitätsanstalt, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Trotzdem wäre es falsch, in dem — an sich löblichen — Drang

nach Kürze die einzige Wurzel dieser Abkürzungssprache zu erblicken; ganz deutlich lassen sich noch zwei weitere blosslegen. Die eine davon ist der menschliche (und besonders männliche!) Spieltrieb, der einen förmlichen Sport daraus macht, möglichst viele Abkürzungen zu gebrauchen und selbst neue zu erfinden: wohl allgemein verbreitet ist „Emka“ (= **Militär-Kopf**) als Bezeichnung eines Übereifrigen, wozu sich noch die „Steigerung“ „O-Emka“ (**Ober-Militär-Kopf**) gesellt; „Bewe“ (**Benzin-Wachtmeister**) heisst unser Motorfahrer-Wachtmeister. In einem früheren Dienst übte das „Ba-Bu-Bü“ (Bahnhofbüffet Bülach) eine grosse Anziehungskraft aus. „Hadaz“ (H. D. Arzt) und „Zaz“ (Zahnarzt) verdanken ihren Gebrauch ohne Zweifel der ebenso undefinier- wie unbestreitbar humoristischen Wirkung ihres Klanges und dürfen daher als Zeugen für meine Behauptung in Anspruch genommen werden. Die dritte Wurzel ist, wie mir scheint, in einer — oft ganz unbewussten — Neigung zu Wichtigtuerei zu suchen. Beispiele für diese kleine menschliche Schwäche sind wohl überflüssig; es genüge, daran zu erinnern, dass meist ganz junge Unteroffiziere und Offiziere sich durch besonders häufigen und todernst gemeinten Gebrauch der Abkürzungen „auszeichnen“.

Nicht zu unterschätzen in ihrer Bedeutung für die Soldatensprache sind schliesslich noch die Übernamen. (Hier komme ich nicht um Beispiele herum; mögen mir die Betroffenen meine Indiskretion verzeihen!) Manche davon sind wirkliche Spottnamen wie „Sportmichel“ (ein Unteroffizier, der eine Zeit lang die Rolle des Sport-„Offiziers“ spielte und sich dabei nicht wenig fühlte), besonders diejenigen, die ein körperliches Merkmal treffen; z. B. heisst „de Bodesuri“ (Id. VII 1292) ein auffallend kleiner Offizier, „de Gartezweg“ ein anderer (aber bedeutend höherer, und als er eines Tages plötzlich verschwunden war, es fiel eben der erste Schnee, ging das geflügelte Wort um: „iez händ's de Gartezweg ine g'no, da n er nid im Schnee verlore goht!“). Ein noch Höherer war in seinem ganzen „Machtbereich“ bekannt als „de Zwanzg-ab-achti“ nach zwei Falten um den Mund, die ungefähr der Zeigerstellung bei 8 Uhr 20 entsprachen. Fast noch schärfer tritt das Element des Spottes hervor in den Übernamen, die eine Charakterschwäche kennzeichnen; ein älterer und etwas ängstlicher Offizier heisst „Grosmueter“, und ein Soldat, der im Rufe steht, ein Angeber und Zuträger zu sein, hat den

Namen „Schwarzsender“ erhalten. In Zusammensetzungen mit dem Familiennamen kann sich der Spott verbinden mit dem Bedürfnis, einen bestimmten Namensträger von andern zu unterscheiden, wie in „Schnörri-Schlatter“; er kann aber auch ganz zurücktreten hinter dem Unterscheidungszweck, wie in „Gügili-Müller“, wie unser Spiel-Wachtmeister nach seiner „Güge“ (s. S. 134) gelegentlich genannt wird. Häufig steckt aber hinter diesen Übernamen auch wieder der schon vorhin gestreifte Spieltrieb; ihm in erster Linie möchte ich es zuschreiben, wenn Constam zu „Konrad Stamm“ entstellt wird (Stamm ist im Kt. Schaffhausen ein verbreiteter Familienname) oder der Name unseres früheren Kommandanten zu „Schinderhannes“, trotzdem er weder ein Leuteschinder war noch viel weniger die geringste Ähnlichkeit mit dem berühmten Räuberhauptmann hat! Das spielerische Motiv findet sich ebenfalls deutlich ausgeprägt in der Übertragung des Übernamens „Chlemmharzer“ von einem Zivilarzt auf den Assistenzarzt unseres Bataillons; dies hatte dann zur Folge, dass der Bataillonsarzt gelegentlich „de alt Chlemmharzer“ genannt wird und der Verfasser als Sanitäts-Wachtmeister (also „Unergang“ und „Zueschleger“ der beiden) sich den Titel „de chli Chlemmharzer“ gefallen lassen muss. Selbst Örtlichkeiten sind vor solchen Umbenennungen nicht sicher; „Seelebunker“ heisst in einem gewissen Ort die Methodistenkapelle, in deren Untergeschoss sich das „Kazett“ (Krankenzimmer) befindet, „di chli Epa“ eine Handlung, in der fast alles zu haben ist, und der Dorfplatz hat den grossstädtischen Namen „Paradeplatz“ bekommen. In einem andern Dorf gab es sogar einen „Kasernehof“, nämlich den auf 2 Seiten von Kantonementen umsäumten Schulplatz, der auch zum Exerzieren, für Hauptverlesen usw. diente, sodass der Vergleich tatsächlich nahelag; ein Bauernhaus mit dem poetischen Namen „zum Rosengarten“ wurde ruchlos zum „wisse Hund“ umgetauft, nach dem weissen Schäferhund, der dazu gehörte, und einen von der Truppe erstellten Waldweg nannte man „Löüegässli“, teils nach einer Gasse der Schaffhauser Altstadt, teils nach dem bauleitenden Unteroffizier. — Zu den bereits genannten Motiven, die bei der Entstehung von Übernamen teils einzeln, häufiger wohl gemeinsam in den verschiedensten Mischungsverhältnissen wirksam sind, tritt ein weiteres (besonders bei den Übernamen für Vorgesetzte), nämlich das unbewusste Streben, die damit

bezeichneten Personen ihres 'Nimbus' zu entkleiden und sie durch die burschikos-familiäre Benennung gewissermassen in die persönliche Sphäre zu rücken, sie als seinesgleichen zu behandeln; man möchte sagen, es sei eine Reaktion des seelischen Selbstbehauptungstriebes gegenüber dem Überlegenen. Ganz gleich beurteile ich auch die den Übernamen parallel laufende Sitte, von Vorgesetzten im Gespräch mit Dritten nur den Taufnamen zu nennen.

Nun beruht aber der besondere Charakter der Soldatensprache nicht allein auf dem spezifisch soldatischen Sprachstoff, sondern zum Teil auch auf dem Gebrauch, den sie vom allgemeinen Wortschatz macht, also der Auswahl unter den verschiedenen Abstufungen des Ausdrucks; das Ergebnis dieser Auswahl bildet das, was man den „Ton“ einer bestimmten Sprachschicht oder eines Sprechers nennt. Der Ton unserer Soldatensprache kann je nach dem Massstab des Betrachters (d. h. seinen eigenen zivilen Sprechgewohnheiten) als ungeschminkt, derb, grob oder roh beurteilt werden. Wesentlicher als diese Werturteile ist jedoch für uns die Tatsache, dass wohl jeder im Dienst ungehobelter spricht als im Zivilleben (wozu Escher eine reizende Illustration bietet). Es liegt nahe, zur Erklärung dieses Sachverhalts zunächst an eine Wirkung der Massenpsychologie zu denken, d. h. an eine unbewusste Anpassung des Zivilisierteren an den Primitiveren. Ich möchte den Einfluss dieser so häufigen Erscheinung auch keineswegs leugnen; aber ich halte es für einen Irrtum, wenn man sich mit dieser Erklärung allein begnügen wollte. Auch das Fehlen des weiblichen Elementes mag mitspielen, beobachtet man doch regelmässig, wie jeder, der nicht wirklich im Grunde seines Wesens roh ist, vor weiblichen Ohren unwillkürlich seine Rede mildert. Doch auch damit sind wir nicht zum Kern der Sache vorgedrungen. Derselbe Mann, der im Zivilleben gewohnt ist, z. B. die Dinge um den Verdauungsvorgang nur in verhüllender Umschreibung anzudeuten, spricht sie im Dienst ohne Hemmung mit den unmittelbarsten Ausdrücken offen aus; aber nicht weil er unter dem Einfluss seiner weniger „gebildeten“ Kameraden plötzlich Freude am Rohen bekommen hätte, sondern weil er instinktmässig empfindet, dass zarte Umschreibungen seinen gegenwärtigen Lebensumständen widersprechen und darum gekünstelt wirken würden, während sie im kultivierteren zivilen Milieu den durchaus natürlichen guten

Ton darstellen. Dieser grobe Ton beruht also u. a. auch auf einer seelischen Reaktion gegen das primitive, manchmal fast urmenschliche Leben, das der Dienst nun einmal mit sich bringt: es ist ein Versuch der Seele, mit diesem primitiven Leben fertig zu werden, indem sie sich selbst primitiv gebärdet und damit den Zwiespalt zwischen der Aussenwelt und den feineren Kräften des Ichs auf ein erträgliches Mass herabmindert.

Wenn wir nun zum Schluss versuchen wollen, die Frage nach den materiellen Grundlagen und den geistig-seelischen Kräften, aus denen unsere Soldatensprache herausgewachsen ist, zu beantworten, so werden wir gut daran tun, die in den bisherigen Abschnitten für einzelne Erscheinungen gewonnenen Erkenntnisse zu verwerten. Dann wird uns auch bald klar, dass wir mit dem Begriff der Standessprache allein nicht auskommen. Richtiger wäre übrigens, von einer Gemeinschaftssprache zu reden; denn für eine Standessprache fehlt uns schon die Voraussetzung, nämlich der besondere Soldatenstand. Der Seemann, der Kunde, der Student gehört seinem Kreise entweder lebenslänglich oder dann doch für mehrere Jahre ununterbrochen an, sein Dasein findet in ihm den eigentlichen Inhalt, auch wenn die Zugehörigkeit zum Stand, wie beim Studenten, zeitlich begrenzt ist. Ganz anders aber unser Milizsoldat! Er empfindet natürlicherweise den Dienst als eine Störung seines eigentlichen Lebens, als einen anormalen Zustand¹⁾. Aber gerade in diesem Empfinden wurzelt seine paradoxe Einstellung dem Zivilisten gegenüber: er, der eben selbst noch Zivilist war und dessen unverhohlener Wunsch es ist, möglichst bald wieder einer zu sein, betrachtet doch den Zivilisten (von dem er oft sogar weiss, dass er auch Dienst leistet) als ein fremdes Wesen; seinem gewohnten Lebenskreis entrissen, fühlt sich der Soldat nur verbunden mit denen, die (gleichzeitig) seinen Zustand teilen. Dieses Gemeinschaftsgefühl, das durch das enge Zusammenleben und die starke Abhängigkeit voneinander im täglichen Betrieb noch wesentlich ge-

¹⁾ Was natürlich seiner Einsicht in die Notwendigkeit der Dienstleistung keinen Abbruch tut! Ich muss wohl kaum fürchten, missverstanden zu werden, möchte aber vorsichtshalber doch ausdrücklich erklären, dass diese und die folgenden Ausführungen keineswegs als Negierung der Landesverteidigung aufgefasst werden dürfen; es soll einzig die psychische Grundstimmung des Schweizers und des Kulturmenschen überhaupt, der den Krieg und damit das Soldatenleben nicht als normale oder gar höchste Daseinsform missversteht, sachlich und nüchtern gezeichnet werden.

steigert wird, fördert auch die Gemeinschaftssprache aus dem unbewussten Streben heraus, den der Gemeinschaft nicht Angehörigen durch die sprachliche Sonderung auszuschliessen. Man wird aber auch die kleine menschliche Schwäche in Rechnung stellen müssen, die sich etwas darauf zu gut tut, eine Sprache zu besitzen, welche der „Laie“ nicht ohne weiteres versteht; also ungefähr dasselbe Motiv des Wichtigtuns, dem wir bei den Abkürzungen eine gewisse Bedeutung zugeschrieben haben. (Etwas Ähnliches lässt sich auch bei der Jägersprache beobachten.) Die Deutung unserer Soldatensprache als Gemeinschaftssprache (es sei übrigens zugegeben, dass der Unterschied gegenüber einer Standessprache nur in den Grundlagen, nicht aber in den praktischen Ergebnissen beruht) besteht also durchaus zu recht, aber sie allein scheint mir nicht zu genügen. Es ist in diesem Zusammenhang noch auf einen wesentlichen Unterschied gegenüber den Standes- und Berufssprachen hinzuweisen (wobei sich die Studentensprache wieder auf die Seite der Soldatensprache stellt): in jedem Berufsstand ist die Fachsprache sozusagen die offizielle Redeweise und wird (wenn sie dem Aussenstehenden oft auch bizarr erscheint wie z. B. die Druckersprache) durchaus in vollem Ernst angewendet, ohne bei den Angehörigen des Berufes eine humoristische Wirkung zu beabsichtigen oder zu erzielen. Die Soldatensprache dagegen läuft gewissermassen neben der „normalen“ Sprache her; bei ihrem Gebrauch bleibt man sich stets mehr oder minder bewusst, dass man andere als die eigentlichen, die „offiziellen“ Ausdrücke verwendet, und die Absicht der humoristischen Wirkung liegt meist klar zu Tage, (auch wenn diese nicht immer erreicht wird), wird auch in der Regel vom Hörer dankbar anerkannt, indem er den Ausdruck auch seinerseits verwendet und so zu seiner Ausbreitung beiträgt. So dürfen wir also bei unserm Versuch, die seelischen Wurzeln der Soldatensprache zu ergründen, das sich auch in allen möglichen andern Formen äussernde Bedürfnis des Soldaten nach Humor nicht übersehen. Das führt uns nochmals zurück zu den Übernamen. Wenn wir uns daran erinnern, dass Wörter nicht Definitionen der bezeichneten Sachen, sondern nur Marken, „Namen“ dafür sind, dann sind wir wohl auch berechtigt, mindestens einen beträchtlichen Teil des soldatensprachlichen Wortschatzes wie die Übernamen zu beurteilen (statt Individuen benennen sie eben ganze Kategorien

wie Grade oder Waffengattungen, ja auch leblose Dinge und Abstrakte). Nun haben wir bei den Übernamen — wie schon bei den Abkürzungen — auf die nicht zu unterschätzende Bedeutung des Spieltriebes hingewiesen. Aber auch vom allgemeinen Vokabular der Soldatensprache ist ohne Zweifel ein wesentlicher Teil unter lebhafter Mitwirkung dieser Kraft entstanden; ein Blick auf die auch sonst manche Parallele aufweisende Studentensprache wird uns in dieser Auffassung nur bestärken¹⁾. Sodann ist eine weitere an den Übernamen gemachte Beobachtung von grosser Wichtigkeit für die gesamte Soldatensprache: wie etwa der Vorgesetzte durch den Übernamen gleichsam vom Piedestal heruntergeholt und vom Sprecher zu seinesgleichen gemacht wird, so rückt man durch eine entstellende, humoristische oder drastische Benennung eine Sache aus ihrer Distanz in die persönliche Sphäre herein und stellt sich damit über sie. Wie wir ferner in der allgemeinen Derbheit der Soldatensprache einen Versuch erblickt haben, das Primitive leichter zu überstehen durch vorübergehende Anpassung, so steckt in diesen Umbenennungen auch das Bestreben, mit den einzelnen unbeliebten Erscheinungen des Dienstes fertig zu werden, indem man sie mit einem groben oder humoristischen Ausdruck abtut; das Bedürfnis nach humoristischer und der Hang zu derber Ausdrucksweise entspringen also mindestens zum Teil der gleichen seelischen Lage. Man könnte daher die hier wirksamen Motive zusammenfassen als das Streben, die Spannung zwischen dem kultivierten Zivilleben und dem primitiveren Dasein des Dienstes zu überwinden.

¹⁾ Gerade deshalb kann ich BÄCHTOLD nicht beipflichten, wenn er (Die schweiz. Soldatensprache, Basel 1922, S. VII) sagt: „Dieser schweizerischen Soldatensprache haftet natürlich noch das Merkmal der Jugend an... Es ist ein Suchen und Tasten nach der richtigen, die Mehrzahl befriedigenden Benennung, die, einmal gefunden, alle früheren rasch in Vergessenheit geraten lässt.“ Wenn auch einzelne Ausdrücke wie „Aff“, „Spatz“, „Oberländer“, „Türgg“ usw. sich bei allen deutschschweizerischen Truppen durchgesetzt und zum Teil Generationen überdauert haben, so darf man deswegen noch nicht folgern, der Soldatensprache wohne eine Tendenz zu einer Vereinheitlichung, zum Herausheben allgemein gültiger Benennungen inne. Am ehesten könnte dies noch bei Sachbezeichnungen der Fall sein; aber auch hier steht die Verwurzelung im Spielerischen, im Bedürfnis nach Humor einer solchen auswählenden und ausschließenden Normalisierung entgegen — ganz abgesehen davon, dass uns solche Ausgleichsbestrebungen schon von der Mundart her ganz ungewohnt sind, und unsern Foederalismus (ganz besonders den sprachlichen!) lassen wir bekanntlich auch in der eidgenössischen Uniform nicht untergehen.

Damit haben wir, glaube ich, die wichtigsten Kräfte nachgewiesen, die unsere Soldatensprache hervorgebracht haben, wohl grösstenteils in vereintem Zusammenwirken, wobei hier die eine, dort die andere oder dritte den Hauptanteil leistete. Ich möchte sogar soweit gehen, den Spieltrieb und das im letzten Abschnitt geschilderte Streben nach Spannungsausgleich als die eigentlichen schöpferischen Kräfte anzusprechen, und dem, was über das Wirken des Gemeinschaftsgefühls gesagt wurde, mehr nur die Rolle des Vermittlers und Erhalters zuzuschreiben.

Bücherbesprechungen — Comptes rendus de livres

E. Oberhänsli, *La vie rurale dans la plaine béarnaise*. Diss. Zürich. Biel 1943, 67 S., Abb. von Häusern, Hausgrundrissen und landwirtschaftlichen Geräten. — Der Verfasser sah sich getäuscht in der Erwartung, in dieser sprachlich-konservativen und seit römischer Zeit den Weinbau pflegenden Gegend der Basses-Pyrénées altertümlichen Weinbau und eine entsprechende Terminologie zu finden. Die Reblaus hat auch hier auf die traditionelle bäuerliche Kultur zerstörend und revolutionär eingewirkt. Die heutigen vielfältigen Landwirtschaftsbetriebe sind geschildert, ebenso die Wohn- und Wirtschaftsgebäude, an denen sich die Wandlung vom alten zum neuen Typ feststellen lässt. Bemerkungen über die Feste des menschlichen Lebens und „un peu de folklore“ enthält der unpublizierte zweite Teil der Arbeit. Das Literaturverzeichnis gibt Hinweise auf volkscundliche Literatur aus dieser wenig bekannten Gegend. R. Ws.

Ausgegeben Oktober 1945

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet.

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung A. G., Fischmarkt 1, Basel